

Amanda Scott

*Der Schatz
des Highlanders*

Der Macleod-Clan 3

Weltbild

Der Macleod-Clan

Band 1: Das Schwert des Highlanders

Band 2: Die Tochter des Highlanders

Band 3: Der Schatz des Highlanders

Band 4: Die List des Highlanders

Band 5: Die Küsse des Highlanders

Band 6: Der Fluch des Highlanders

Der Schatz des Highlanders

Lady Isobel Macleod betrachtet die Ehe als Gefängnis. Sie genießt ihre Ungebundenheit und hat nicht vor, jemals zu heiraten. Bis sie auf ihren Streifzügen in den Wäldern einem geheimnisvollen Fremden begegnet, der einer Horde bewaffneter Schurken in die Hände gefallen ist. Beherzt greift Isobel ein und verhilft ihm zur Flucht – nicht ahnend, dass sie dadurch ihre ganze Welt ins Wanken bringen wird ...

Der dritte Band der Reihe um den Macleod-Clan

Amanda Scott

Der Schatz des Highlanders

Roman

Aus dem Amerikanischen von Carola Kasperek

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel Prince of Danger bei Warner Books, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe

Copyright der Originalausgabe © 2005 by Lynne Scott-Drennan

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2008 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

This edition published by arrangement with Warner Books, a Division of Hachette Book Group USA Inc., New York, NY, USA. All rights reserved

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Übersetzung: Carola Kasperek

Projektleitung: Almut Seikel

Redaktion: Carmen Dollhäubl

Covergestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich

Titelmotiv: © Vittorio Dangelico via Agentur Schlück GmbH, Garbsen

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN: 978-3-95569-575-0

Die Autorin

Amanda Scott stammt aus einer alten Juristen-Dynastie und ist in Kalifornien aufgewachsen. Die studierte Historikerin mit Schwerpunkt in englischer Geschichte hat einige Jahre als Lehrerin gearbeitet, bevor ihr Ehemann sie zum Schreiben brachte. Seither hat Amanda Scott jedes ihrer Manuskripte verkauft und mittlerweile weit über 40 Titel veröffentlicht.

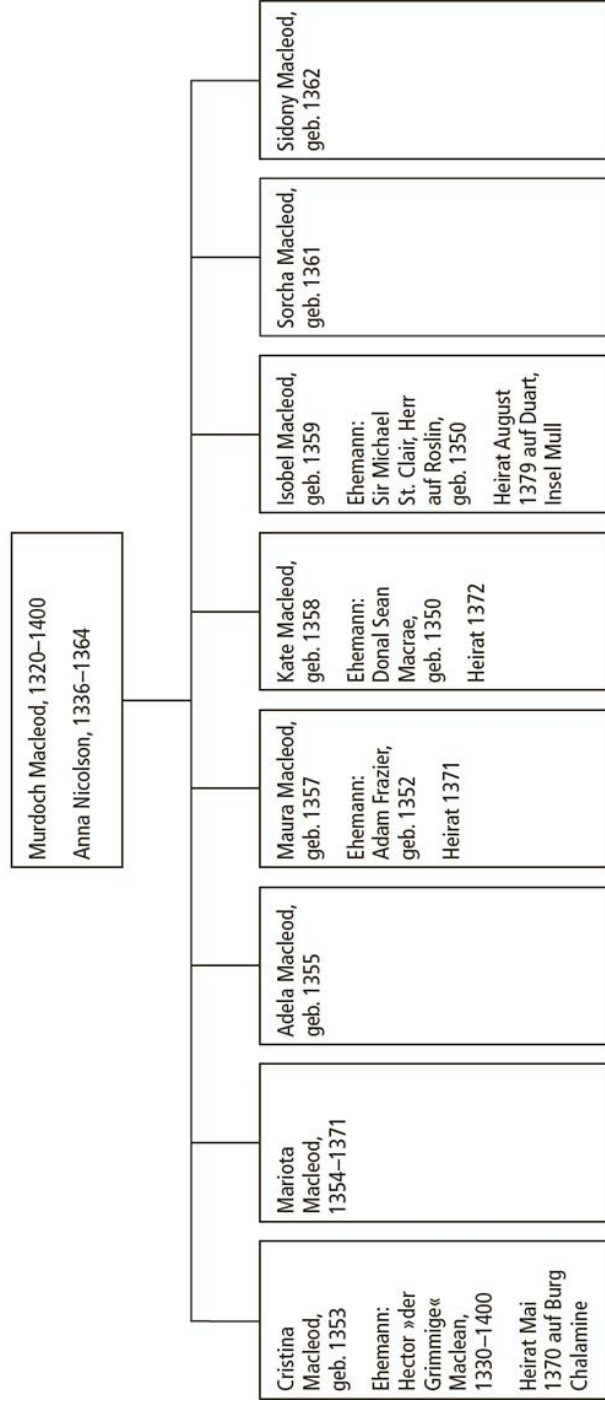
Ihre Romane stehen auf den Bestsellerlisten und haben zahlreiche Auszeichnungen gewonnen. Die Autorin lebt mit ihrer Familie in Nordkalifornien.

Zur Erinnerung an Carolyn Hardy Leach

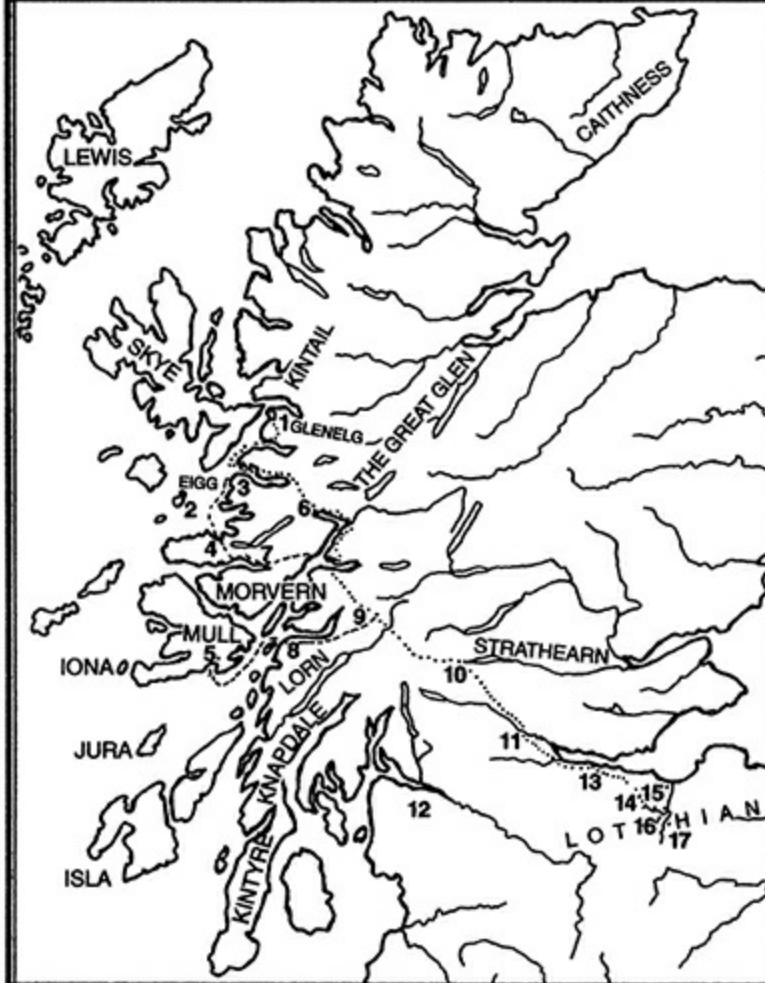
In Liebe und Dankbarkeit für ihre Freundlichkeit,
Großzügigkeit, Geduld, Fröhlichkeit und Zuversicht,
mit der sie mehreren Generationen von Scotts,
Drennans, Leaches, Clevengers und zahlreichen anderen
Menschen im Gedächtnis bleiben wird.

Ruhe in Frieden, meine Liebe, und sag Mom,
dass wir sie ebenfalls vermissen.

Die Töchter des Murdoch Macleod von Glenelg



SCHOTTISCHE INSELN



- | | |
|--------------------|-------------------|
| 1. Glenelg Village | 10. Lochearnhead |
| 2. Kildonan (Eigg) | 11. Stirling |
| 3. Glenancross | 12. Glasgow |
| 4. Shielfoot | 13. Linlithgow |
| 5. Lochbuie | 14. Ratho |
| 6. Kinlocheil | 15. Edinburgh |
| 7. Strontian | 16. Roslin Castle |
| 8. Oban | 17. Edgelaw |
| 9. Dail Righ | |

Prolog

West Loch Tarbert, Schottland, Oktober 1307

Dichte Nebelbänke zogen von der See heran, legten sich wie zerfetzte graue Schleier auf die dunklen Wälder und Täler von Knapdale und Kintyre, verhüllten die Sterne und die schmale Sichel des zunehmenden Mondes und verbargen die vier Schiffe, die in einer Reihe hintereinander in den West Loch Tarbert einfuhren. Die Segel in der unbewegten Luft eingerollt, glitten sie wie schwarze Phantome mit der einströmenden Flut dahin.

Der kleine Beobachter auf dem Hügel atmete in tiefen Zügen die feuchte Nachtluft ein. Er war froh, der Enge seiner Schlafkammer entronnen zu sein, auch wenn er fürchten musste, nicht mehr zurückzufinden, wenn der Nebel noch höher stieg. Dann würde man ihn streng bestrafen, doch eine einzige Stunde der Freiheit war das Risiko wert, vor allem, wenn es Geisterschiffe zu bestaunen gab.

Um herauszufinden, wie es die großen Galeeren fertigbrachten, ohne Wind und ohne hörbaren Ruderschlag so schnell dahinzugleiten, lief er lautlos den Hügel hinab. Hier, nahe dem Strand, war die Sicht noch schlechter, doch jetzt vernahm er das leise Geräusch eines Ruders. Es war bei weitem nicht so laut wie das rhythmische Platschen, mit dem die Riemen der großen Galeeren normalerweise ins Wasser tauchten. Auch bewegten sich diese Geisterschiffe viel langsamer als es Galeeren, diese flinken Windhunde des Meeres, gewöhnlich taten.

Als der Wolkenschleier für einen Augenblick aufriss, sah er, dass das Schiff, das dem Ufer am nächsten war, von einem kleinen Schleppkahn gezogen wurde, dessen Ruder kaum ein Geräusch verursachten. Gleich darauf konnte er noch ein zweites Boot ausmachen. Die Galeeren wurden also in den Loch geschleppt.

Der Junge zog die Stirn kraus. Sollte er heimlaufen und jemanden warnen? Waren die Männer, die normalerweise die Einfahrt zum Loch bewachten, eingeschlafen?

Das konnte er sich schwerlich vorstellen, da eine solche Pflichtvergessenheit mit dem Tod durch den Strang geahndet wurde. Aber vielleicht hatte ja das Kleine Volk die Wächter verhext.

Wenn er jetzt Alarm schlug, würde sein Vater ihn ebenfalls bestrafen, weil er ungehorsam gewesen war. Trotzdem konnte er seine Neugier nicht bezähmen und folgte den Schiffen auf ihrem Weg in den Loch. Galeeren wurden für gewöhnlich von mindestens sechsundzwanzig Ruderern bewegt, zuweilen waren es sogar viermal so viel. Außerdem konnten sich auch noch bewaffnete Männer an Bord befinden. Bevor er jemandem Bescheid sagte, wollte er versuchen, mehr über die Schiffe herauszufinden.

Nachdem er um einen Felsbrocken herumgeklettert war, blieb er kurz stehen, um zu verschnaufen. In diesem Augenblick rumpelten hinter ihm ein paar lose Steine. Ihm fuhr der Schreck in die Glieder; er blieb reglos stehen und spitzte die Ohren.

Da war es wieder, dann folgte ein scharrendes Geräusch, als sei ein Fuß ausgeglitten. Schließlich ein erstickter Schrei. Der Junge stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, als er die Stimme erkannte.

Mitten auf dem Weg blieb er stehen und wartete, bis sein kleiner Verfolger um den Felsen bog und bei seinem Anblick vor Schreck lauter als zuvor aufschrie.

»Halt verdammt noch mal den Mund, oder ich stopfe ihn dir!«, zischte er dem Ankömmling zu.

»Aber du hast mir einen Heidenschreck eingejagt!«

»Wenn du jetzt nicht still bist, tue ich noch was ganz anderes. Hast du denn nicht die Schiffe da draußen gesehen?«

»Doch, sicher. Wem gehören sie?«

»Ich weiß es nicht«, murmelte der Junge. »Aber wenn die an Bord uns entdecken, schneiden sie uns den Kopf ab und schmeißen ihn ins Wasser, damit wir keinem was verraten können.«

»Du lieber Himmel, warum denn das, wo doch dein eigener Vater unter ihnen ist?«
Abermals runzelte der Bursche die Stirn. »Tatsächlich?«

»Ja. Ich bin ihm in der Halle fast in die Arme gelaufen, als ich dir gefolgt bin. Ich habe mich unter dem Tisch versteckt und gesehen, wie er ein paar von den Männern wach rüttelte, die in der Halle auf dem Boden schliefen. Sie sollten ihn und meinen Vater zu dem Treffen mit den Fremden begleiten.«

»Dann müssen wir jetzt schnell zurück«, erwiderte er und versuchte, sich seine Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. »Wenn sie uns erwischen, kriegen wir die Hücke voll. Morgen früh werden wir schon erfahren, was es mit den Schiffen auf sich hat.«

Doch am nächsten Morgen, als die Sonne wieder über dem Loch erstrahlte, waren die Galeeren verschwunden. Nichts zeugte mehr von ihrer geheimnisvollen Fahrt.

Im schottischen Hochland nahe Glenelg, Juli 1379

Endlich war sie Burg Chalamine und der ewigen Nörgelei ihres Vaters entkommen. Ohne Sattel ritt die neunzehnjährige Lady Isobel Macleod selbstvergessen den von Bäumen und Büschen gesäumten Weg am Fluss entlang, der sich durch das Glen Mòr zog, bis er auf den steilen Pfad traf, der hinunter ins Glen Shiel führte. Es war ein herrlicher Tag, und die kühle, salzige Meeresbrise streichelte ihre Wangen. Ringsum in der menschenleeren Wildnis sprossen die Blumen in verschwenderischer Pracht.

Die einsame Insel ihrer Träume, wohin sie sich am liebsten zurückziehen wollte, hatte sie noch nicht gefunden, doch bei ihrem Morgenritt hatte sie zumindest ein Stündchen ganz für sich allein. Sie würde es noch eine weitere Woche auf Chalamine aushalten müssen, bis sie endlich zur Burg Lochbuie auf der Insel Mull zurückkehren konnte, wo sie die vergangenen sieben Jahre verbracht hatte. Sie vermisste den Laird von Lochbuie und seine Frau, ihre Schwester Cristina, und ebenso deren drei Kinder und ihre eigenen beiden Lieblingsskatzen Asche und Ruß.

Obgleich sie bis zu ihrem zwölften Lebensjahr auf Chalamine gelebt hatte, fühlte sich Isobel jetzt, da nur noch drei ihrer sechs Schwestern dort waren, auf der Burg nicht mehr zu Hause. Adela, die älteste von ihnen, war unter der Last der Hausarbeit schon mit zwanzig Jahren zu einer verbitterten Frau geworden, und Sidony und Sorcha, die beiden sechzehn- und siebzehnjährigen Mädchen, konnten es gar nicht erwarten, einen Ehemann zu finden und ebenfalls fortzuziehen. Isobel dagegen hatte nicht die geringste Absicht, jemals zu heiraten.

Sie konnte nur dankbar sein, dass ihr Vater, Murdoch Macleod von Glenelg, nicht länger darauf bestand, dass die jüngeren Schwestern warten mussten, bis die älteren unter die Haube gebracht waren. Diesen Aberglauben hatte er nach dem Tod seiner Tochter Mariota abgelegt, zusammen mit den hochfliegenden Plänen für seine Töchter.

Entschlossen verbannte Isobel jeden Gedanken an Mariota oder Macleod aus ihrem Kopf und überlegte sich stattdessen, was sie mit den kostbaren gestohlenen Stunden anfangen sollte. Sie konnte zum Glen Shiel und Loch Duich weiterreiten oder einen neuen, unbekanntem Weg erkunden.

Während sie noch darüber nachgrübelte, nahm sie hoch oben auf einem nördlich gelegenen Hügel eine Bewegung wahr. Da Glen Mòr ein enges Tal war – an manchen Stellen war nur Platz für den rasch dahinströmenden Fluss mit dem schmalen Uferpfad –, war der gegenüberliegende Hügel nicht weit entfernt. Daher konnte sie deutlich die beiden Reiter erkennen, die soeben im dichten Unterholz verschwanden. Das erregte Isobels Aufmerksamkeit. Vielleicht gab es dort ja einen Pfad, den sie noch nicht kannte. Mit einem leisen Tippen der Gerte lenkte sie ihr Pferd zu einem flachen Abschnitt des

Flusses, um gefahrlos ans andere Ufer zu gelangen. Drüben trieb sie das Tier bergauf zu der Stelle, wo sie den verborgenen Pfad vermutete. Zehn Minuten später befand sie sich mitten in einem kleinen Wäldchen aus Zitterpappeln, Eichen und Kastanien, durch das sich ein munteres Bächlein dem Fluss entgegenschlängelte. Sie brachte ihr Pferd im Schatten der Bäume zum Stehen und lauschte. Ihr war eingefallen, dass die beiden Männer jeden Augenblick wieder auftauchen konnten, und sie war nicht besonders darauf erpicht, ihnen zu begegnen.

Angst hatte Isobel nicht. Die Leute aus den benachbarten Tälern kannten sie, und einem Fremden brauchte sie nur zu sagen, dass sie Macleods Tochter war. Falls während ihrer Abwesenheit irgendwo eine Fehde ausgebrochen wäre, hätten ihre Schwestern oder ihr Vater es ihr bestimmt erzählt.

Um sie herum war nichts als das Gurgeln des Bächleins und das Pfeifen und Zwitschern der Vögel. Daher ließ sie ihr Pferd weitergehen und stieß bald auf den gesuchten Pfad. Es war kein Wunder, dass sie ihn nicht früher entdeckt hatte, denn er führte jenseits des Baches durch eine enge Spalte zwischen zwei riesigen Felsblöcken bergauf bis zu einer Klamm. Dort schien er zu enden. Doch beim Weiterreiten stellte sie fest, dass der Weg hinter der Schlucht wieder breiter wurde und zu einer grasbewachsenen, waldumstandenen Lichtung führte. Jenseits davon ragte eine kahle Felswand in den Himmel.

Da von den beiden Reitern nirgendwo etwas zu sehen war, durchquerte sie das nahezu ausgetrocknete Flussbett, das sich mitten durch die Lichtung zog, um herauszufinden, ob der Pfad auf der anderen Seite weiterging. Sie genoss die Waldesruhe, bis plötzlich der Schrei eines Mannes die Stille zerriss.

Es klang nicht, als ob er von weit entfernt käme. Sie trieb ihr Pferd an, blickte sich dabei jedoch vorsichtig um und lauschte auf weitere Geräusche. Bald lichtete sich das Gehölz erneut. Als sie Männerstimmen vernahm, zügelte sie ihr Pferd und flüsterte ihm zu: »Wir sollten wohl besser verschwinden. Das hier geht uns nichts an. Aber andererseits war ich schon immer mit Neugier geschlagen, und das wird sich wohl auch nie ändern.« Mit diesen Worten rutschte sie behände aus dem Sattel und schlang die Zügel um den Ast eines nahen Baumes. Sie tätschelte dem Pferd die Nase und sagte leise: »Und jetzt keinen Mucks, wenn ich bitten darf.« Dabei war sie keineswegs sicher, dass die Ermahnung etwas nützen würde. Als sie daran dachte, wie oft ihre Eltern und Pflegeeltern sie schon für ihre Neugier bestraft hatten, schickte sie ein Stoßgebet gen Himmel, dass man sie diesmal nicht erwischen möge. Dann packte sie ihre Reitgerte fester, zog den langen dunkelgrauen Umhang enger um sich, damit er nirgends hängen blieb, und näherte sich den Stimmen mit raschen, lautlosen Schritten.

Hinter einer dicken Kastanie blieb sie stehen und spähte vorsichtig um den Stamm herum. Der Anblick verschlug ihr den Atem.

Sechs Männer umringten einen siebten, der mit seitwärts ausgestreckten Armen an die Äste zweier alter, knorriger Eichen gefesselt war. Er hatte dunkle Haare und trug nichts als eine Hose und Stiefel. Sein muskulöser Oberkörper war unbekleidet, und aus vier

tiefen Striemen auf seinen breiten Schultern sickerte Blut. Kaum hatte Isobel begriffen, was dort vor sich ging, hob einer der sechs eine schwere Peitsche und knurrte grimmig: »Du wirst uns sowieso alles erzählen. Besser du redest jetzt gleich, solange du es noch kannst.«

»Eher sollt ihr in der Hölle schmoren«, erwiderte der Gefesselte mit einer tiefen, volltönenden Stimme, die bis zu Isobel drang. Sie kannte weder ihn noch einen der anderen, doch er hörte sich an wie ein gebildeter Mann.

»Du hast ja gesehen, wozu ich fähig bin«, sagte der mit der Peitsche. »Mann, du hast schon nach dem vierten Schlag geschrien. Bist du sicher, dass ich weitermachen soll?«

Als sein Opfer schwieg, erhob er erneut die Peitsche.

Der Gefangene spannte alle Muskeln an, und auch Isobel verkrampfte sich, als der Schlag fiel. Wieder zerriss sein Schmerzensschrei die Luft.

»Nanu, was haben wir denn da?«

Sie fuhr herum und riss die Reitgerte hoch, doch eine große Hand packte mit hartem Griff ihren Unterarm. Ein Mann mit einem schwarzem Bart knurrte: »Lass die mal schön fallen, Mädchen, und sei froh, dass du mich nicht damit erwischt hast.« Zu den übrigen Männern gewandt rief er: »He, seid mal still! Hier ist ein vorwitziges Mädchen, das gekommen ist, damit wir uns ein bisschen mit ihr amüsieren!«

Isobel seufzte. Ihr Stoßgebet war also nicht erhört worden. Kein Wunder, dachte sie, denn sie selbst hielt keineswegs alles, was sie Gott im Gegenzug für die Erfüllung eines Wunsches versprach.

Widerstandslos ließ sie sich von dem stämmigen Kerl auf die Lichtung ziehen, doch als er sie vorwärtsstieß, bis sie vor dem Mann mit der Peitsche stand, hatte sie sich wieder gefasst. »Ich weiß ja nicht, wer Ihr seid«, zischte sie empört, »aber ich bin die Tochter Macleods von Glenelg. Und Ihr habt hier nichts zu suchen. Wenn dieser arme Mensch dort ein Gesetz gebrochen hat, muss man ihn vor das Gericht des Lairds stellen und ihm einen gerechten Prozess machen.«

»Ja, sicher«, erwiderte der Mann mit der Peitsche. »Aber es kommt immer darauf an, wessen Gesetz er gebrochen hat, nicht?«

»Das einzige Gesetz, das hier zählt, ist das Mcleods und vielleicht noch das des Lords der Inseln«, widersprach Isobel. Sie hatte die Männer für ein paar Raufbolde aus der Gegend gehalten, die einen Gentleman überfallen hatten, doch als sie die Stimme ihres Anführers – es war die eines vornehmen Mannes – hörte, stellte sie fest, dass sie sich geirrt hatte. Daraufhin sah sie sich die Fremden genauer an. Zwei von ihnen besaßen Schwerter, um die sie die Gefolgsleute ihres Vaters beneidet hätten, und der Mann mit der Peitsche trug ein vorzüglich geschnittenes schwarzes Samtwams und eine seidene Pluderhose. Obwohl sie allmählich Angst bekam, befahl sie mit fester Stimme: »Bindet den armen Mann auf der Stelle los!«

»Na, Mädchen«, erwiderte der Anführer, »für jemanden, der keine Armee dabei hat, bist du aber ganz schön dreist.« An seine Männer gewandt setzte er hinzu: »Die ist bestimmt einmalig im Bett.«

»Lasst sie gehen!«, stieß der gefesselte Mann hervor. »Sie hat mit der ganzen Sache nichts zu schaffen. Und außerdem ist sie eine edle Dame, nach der man bestimmt suchen wird. Vielleicht ist ihre Eskorte sogar irgendwo in der Nähe.«

Isobel blickte ihn an. Obwohl er finster dreinschaute, fand sie sein Gesicht sehr anziehend, doch sein Blick erinnerte sie an den furchterregenden Laird von Lochbuie, wenn er wütend war.

Der Anführer machte eine Kopfbewegung zu der Stelle, wo sie Isobel aufgegriffen hatten, und sagte: »Geh mal nachsehen, Fin.«

»Also, ich habe niemanden gesehen«, erklärte der Angesprochene. »Sie war ganz allein.«

»Schau trotzdem nach. Er hat recht, ein solches Mädchen ist schwerlich ohne Begleitung unterwegs.« Dann befahl er den übrigen Männern: »Bindet ihn erst einmal los, und sperrt die beiden in die Höhle, bis wir uns vergewissert haben. Ich kann nicht noch mehr Überraschungen gebrauchen.«

Zwei Männer zerrten Isobel, die sich heftig sträubte, zu einem schmalen Spalt in der Felswand, dem Eingang zu einer unterirdischen Höhle, in der es dunkel wie im Schlund der Hölle war. Isobel schloss die Augen und versuchte sich einzureden, dass das Ganze nichts als ein aufregendes Abenteuer war.

Einer der Männer entzündete eine Fackel, bevor sie sich durch die enge Öffnung zwängten. Der Hohlraum dahinter, bei dem es sich offensichtlich um eine natürliche Höhle handelte, besaß eine hohe, gewölbte Decke aus Granit und war weit größer, als sie erwartet hatte. Erstaunt blickte Isobel sich um. Die Höhle lag nicht weit von Chalamine entfernt, doch sie hatte noch nie von ihrer Existenz gehört.

Als sie Schritte hinter sich vernahm, drehte sie sich um. Zwei weitere Männer trugen beim Licht der Fackel den Gefesselten herein und legten ihn neben Isobel, der sie ebenfalls Hände und Füße gebunden hatten, auf dem harten Boden ab. Dann gingen sie davon und ließen die Gefangenen in der Dunkelheit allein.

»Ich wünschte, dieser schreckliche Kerl hätte mir nicht den Umhang abgenommen, als er mir die Hände zusammengebunden hat«, murkte Isobel. »Es ist schrecklich kalt hier. Aber wahrscheinlich sollte ich froh darüber sein, dass sie uns nicht auch noch geknebelt haben.«

»Hier drinnen würde uns sowieso keiner hören«, kam seine gelassene Stimme aus der Dunkelheit.

Sie antwortete nicht, sondern zerrte versuchsweise an ihren Fesseln. Sie konnte die Hand nicht vor den Augen sehen.

»Dafür, dass Ihr so in der Patsche steckt, seid Ihr ziemlich ruhig«, fuhr er fort. »Habt Ihr wirklich eine Eskorte dabei?«

Sie seufzte. »Leider nicht. Ich bin allein, und in den nächsten Stunden wird mich auch niemand vermissen. Doch wenn ich zu lange fortbleibe, schicken sie bestimmt einen großen Suchtrupp los.«

»Ist Euer Vater denn so mächtig?«

»Ja, das ist er«, antwortete sie und verzog vor Schmerz das Gesicht, als das Seil ihr in die Handgelenke schnitt. »Er sitzt im Rat der Inseln. Doch der Mann meiner Schwester ist noch einflussreicher. Er ist für mich wie ein Pflegevater, denn bei ihnen habe ich die letzten sieben Jahre gelebt. Er wird uns mit Sicherheit finden, wenn uns diese niederträchtigen Halunken nicht vorher umbringen.«

»Wie kann das sein, dass Euer Pflegevater noch mächtiger ist als ein Ratsmitglied?«, erkundigte er sich mit einem Anflug von Belustigung.

»Es ist Hector der Grimmige«, erwiderte sie nur.

Ihr Mitgefangener nahm die Auskunft schweigend auf. Als er wieder sprach, klang seine Stimme ernst: »Ich glaube, Ihr solltet unseren Gastgebern besser nichts davon erzählen.«

»Warum nicht? Die meisten Männer haben Angst vor Hector.«

»Ach, nur so«, erwiderte er.

Sie dachte über seine Worte nach, dann sagte sie: »Ihr habt wohl Angst, dass sie mich beiseiteschaffen. Aber dann müssten sie Euch auch töten, damit Ihr nicht redet.«

Er gab keine Antwort.

»Und wer seid Ihr, dass sie ein so großes Interesse an Euch haben?«

»Nennt mich einfach Michael«, sagte er.

»Ganz, wie Ihr wollt. Aber Eurer Redeweise nach zu urteilen, habt Ihr bestimmt einen längeren Namen als nur Michael. Warum haben sie Euch das angetan?«

»Das geht Euch nichts an«, entgegnete er.

»Wenn sie uns schon beide umbringen, hätte ich doch gerne gewusst, was der Anlass dafür ist!«

»Sie werden mich nicht umbringen, jedenfalls im Moment noch nicht.«

»Ihr könnt Euch wohl denken, dass mich mein eigenes Schicksal wesentlich mehr interessiert als das Eure«, erwiderte sie schnippisch. »Glauben die denn, ich könnte ihnen gefährlich werden?«

»Nur, wenn sie den Namen Hector Reaganach hören«, sagte er. »Mich fürchten sie nicht, weil ich ihnen keinen Grund dazu gegeben habe.«

»Dieser Mann vorhin wollte, dass Ihr ihm etwas verratet«, sagte sie, als sie an die Szene auf der Lichtung zurückdachte.

Er seufzte. »Das habt Ihr also auch mitbekommen? Wenn Ihr klug seid, sprecht Ihr auch darüber nicht.«

Man hatte sie schon häufig altklug genannt, doch das war es wohl kaum, was er meinte. Sie hatte die Bezeichnung sowieso nie als Kompliment aufgefasst. »Warum sagt Ihr ihm nicht einfach, was er wissen will?«, fragte sie.

»Weil ich es nicht kann.«

»Dann sollten wir wohl besser zusehen, dass wir hier rauskommen.«

Ihr Gefährte lachte, dass es von den Wänden der Höhle widerhallte.

»Ich weiß wirklich nicht, was daran so komisch ist«, sagte sie pikiert. »Wenn man erst einmal erkannt hat, was notwendig ist, sollte man unverzüglich einen Plan machen und

ihn entschlossen in die Tat umsetzen.«

»Dann beeilt Euch mal lieber mit dem Umsetzen, Mistress, denn sie werden bald zurückkommen.«

Ihre scharfen Ohren verrieten ihr, dass es noch nicht so weit war. Also blieb ihr noch Zeit, weiter an ihren Fesseln zu ruckeln, um sie zu lockern, auch wenn ihre Handgelenke von den vergeblichen Versuchen bereits ganz wund waren. In ihrem Kopf jagten sich die Gedanken.

Auf einmal fiel ihr eine Begebenheit aus ihrer Kindheit wieder ein. Damals war sie ihrer Schwester Kate so lange mit ihrem Geplapper auf die Nerven gegangen, bis die genug hatte und Isobel die Hände auf dem Rücken zusammenband. Doch sobald Kate sich umgedreht hatte, hatte die kleine, wendige Isobel die gefesselten Hände unter ihrem Hinterteil, den Beinen und zuletzt den Füßen hindurchgezogen. Dann hatte sie den Knoten mit den Zähnen gelöst, war lautlos auf bloßen Füßen ihrer Schwester nachgeschlichen und hatte ihr unversehens mit zwei Fingern in die Seiten gepiekt. Kate wäre vor Schreck beinahe aus der Haut gefahren.

Ob ihr der Trick wohl auch jetzt noch gelingen würde? Einen Versuch war es auf jeden Fall wert. Ihre Hüften waren mittlerweile zwar breiter, doch ihre Arme dafür länger, und mit ein wenig Drehen und Wenden gelang es ihr, sich rücklings auf ihre Hände zu rollen. Dann hob sie das Hinterteil hoch und zerrte die Hände darunter hindurch. Sie zuckte zusammen, als sie sich die Haut an dem felsigen Untergrund aufschürfte.

Jetzt war sie ganz froh, dass der Halunke ihr den Umhang abgenommen hatte, denn der wäre ihr jetzt nur im Weg gewesen.

»Was macht Ihr denn da?«, fragte Michael.

Da sie ihm nicht zeigen wollte, wie sehr sie außer Atem war, antwortete sie nicht. Nur gut, dass er sie jetzt nicht sehen konnte.

»Antwortet doch, Mädchen! Ist alles in Ordnung?«

»Ja«, murmelte sie widerwillig. »Passt Ihr nur auf, ob jemand kommt.«

Sie richtete sich zum Sitzen auf und versuchte unter ihren Rock zu fassen. Den Dolch, den Hector ihr an ihrem dreizehnten Geburtstag gegeben hatte, hatte sie sich mitsamt der Lederscheide um den Oberschenkel geschnallt, doch sie kam nicht daran. Damals, als Kind, hatte Kate ihr wenigstens nicht auch noch die Knöchel gefesselt. Jetzt wollte es Isobel einfach nicht gelingen, beide Füße auf einmal über die Handgelenke zu heben. Doch sie musste es schaffen. Die Fremden würden bestimmt bald zurückkommen.

Sie rollte sich wieder auf den Rücken, atmete tief aus und schwang Beine und Gesäß nach hinten über den Kopf, als wollte sie eine Rolle rückwärts machen. Sie war noch immer ziemlich gelenkig, doch ob sie es schaffen würde, die gefesselten Hände über die Beine zu ziehen, blieb abzuwarten. Jedenfalls war sie heilfroh, dass ihr Leidensgefährte sie in dieser, gelinde gesagt, würdelosen Haltung nicht sehen konnte.

Sir Michael St. Clair hatte ebenfalls an seinen Fesseln gezerrt, die so fest saßen, dass sie

ihm allmählich das Blut abschnürten. Als er hörte, wie das Mädchen sich abplagte, wollte er ihr schon raten, sich still zu verhalten, damit sie sich nicht verletzte und sie hören konnten, wenn Waldron und die anderen zurückkamen, auch wenn ihnen das wahrscheinlich nicht viel nützen würde.

Trotz der Dunkelheit konnte er erkennen, dass er sich nicht in der Höhle befand, die er schon so oft in seinen Träumen gesehen hatte.

Das Mädchen mühte sich noch immer ab. Vielleicht halfen ihr die vergeblichen Befreiungsversuche, die Situation zu ertragen. Er war jedenfalls dankbar, dass sie nicht hysterisch herumkreischte und ihn mit Vorwürfen überschüttete. Sie war überhaupt eine höchst ungewöhnliche Frau. Er hatte noch niemals eine gekannt, die in einer solchen Misere ruhig geblieben wäre. In diesem Augenblick stieß sie einen unterdrückten Schmerzensschrei aus, gefolgt von einer gemurmelten, wenig damenhaften Bemerkung. »Seid Ihr sicher, dass Euch nichts fehlt?«, fragte er.

Auch diesmal erhielt er keine Antwort. Nach langen bangen Minuten folgte ein neuerliches Grunzen.

Indem sie die Arme fast bis an die Schmerzgrenze streckte, war es Isobel gelungen, mit den Händen die Füße zu erreichen. Doch dann hatte sich das Seil um die Handgelenke an den Fußfesseln verhakt. Vor Wut und Erschöpfung keuchend, presste sie das letzte Restchen Luft aus ihren Lungen, bis sie das Gefühl hatte, zwischen ihrer Bauchdecke und dem Rückgrat sei kein Zentimeter Platz mehr.

In diesem Augenblick vernahm sie in der Ferne ein leises rhythmisches Stampfen. Voller Panik zog sie die Hände endlich über ihre Füße. Rasch richtete sie sich auf, hob die Röcke und griff nach dem Dolch.

Wie gut, dass sie auf Hector gehört und die Waffe stets gewissenhaft geschärft hatte! Mit einem Ruck durchtrennte sie das Seil um ihre Knöchel und kam mühsam auf die Beine.

»Sagt etwas, damit ich zu Euch finde«, flüsterte sie. »In dieser verdammten Finsternis sieht man ja nicht die Hand vor Augen.«

»Ich bin hier«, antwortete er. »Aber Ihr steht ja! Konntet Ihr Euch befreien?«

»Ja, aber nur meine Füße. Deshalb seht Euch vor; wenn ich falle, könnte ich Euch erstechen.«

»Ihr habt ein Messer!«, rief er, und gleich darauf: »Vorsicht, das war mein Fuß!«

Rasch kniete sie sich hin, tastete nach seinen Fußfesseln und schnitt sie durch.

»Still jetzt, da kommt jemand!«, flüsterte sie.

»Ja, ich habe es auch gehört.«

Die Schritte kamen immer näher, doch sie sahen noch keinen Lichtschein.

Dann tastete sie nach seinen Handfesseln und wäre fast zurückgezuckt, als ihre Finger seine nackte Schulter berührten. Er zog scharf die Luft ein, als sie die Peitschenstriemen an seinem Rücken berührte. Es tat ihr leid, dass sie ihm Schmerzen zugefügt hatte, doch zugleich schauderte sie, als sie das klebrige Blut an ihren Fingerspitzen spürte.

Dann hatte sie seine Hände gefunden. Er zog das Seil stramm, damit sie es leichter durchtrennen konnte. Er war frei.

»Gebt mir das Messer«, sagte er mit gepresster Stimme.

»Seid vorsichtig«, erwiderte sie. »Die Klinge ist scharf wie ein Rasiermesser.«

Er musste erneut lachen. »Ihr seid wirklich eine außergewöhnliche Frau«, sagte er, während er ihre Handfesseln durchschnitt. »Ich würde mich nicht wundern, wenn Ihr uns auch noch hier herausführen könntet.«

»Meine Güte, ich wusste bisher nicht einmal, dass es diese Höhle gibt«, entgegnete sie. »Ihr scheint mir ziemlich stark zu sein. Könnt ihr die Männer, die da im Anmarsch sind, nicht einfach überwältigen?«

»Das glaube ich kaum. Weiß der Himmel, wie viele es sind. Und außerdem habe ich seit heute Morgen nichts mehr gegessen und getrunken und bin ein wenig schwach auf den Beinen. Und selbst wenn nur einer kommt und ich ihn niederschlagen kann, was ist mit den fünf anderen, die draußen warten?«

Ihnen blieb keine Zeit mehr, darüber zu beratschlagen. Immer näher kamen die Schritte, und jetzt sahen sie auch einen schwachen orangefarbenen Schein in der Ferne. Das Licht reichte aus, um die Wände und den Boden zu ihren Füßen zu erkennen. Vorsichtig tastete sich Isobel vorwärts. Sie glaubte, auf dem Hinweg flüchtig einen Seitengang gesehen zu haben, doch es war sehr zweifelhaft, ob er ihnen von Nutzen wäre, selbst wenn es ihr gelang, ihn wiederzufinden. Bei der Dunkelheit war es fast unmöglich, sich auf unbekanntem Gelände zurechtzufinden, und ihre Verfolger würden sie rasch einholen. Doch es war zumindest ein kleiner Hoffnungsschimmer.

Sie war froh, dass ihr Begleiter schwieg. So konnte sie wenigstens in Ruhe nachdenken. Vielleicht fiel ihr doch noch ein Ausweg ein.

»Gebt mir meinen Dolch wieder«, sagte sie schließlich.

»Meine Güte, wollt Ihr ihn etwa umbringen?«

»Wenn es sein muss«, erwiderte sie, während sie die Waffe an sich nahm.

Als sie eine Gestalt sah, die sich ihnen näherte, war sie beinahe erleichtert. Endlich hatte die Ungewissheit ein Ende.

»Ich glaube, es ist nur einer«, murmelte sie. »Könntet Ihr nicht wenigstens versuchen, ihn niederzuschlagen?«

»Ich würde Euch ja gerne den Gefallen tun, Mädchen, aber ich kann nichts versprechen. Selbst wenn es mir gelingt, sind wir immer noch nicht auf dem Weg nach draußen und ...«

»Woher wollt Ihr das wissen? Kennt Ihr die Höhle denn?«

»Nein, aber Ihr müsst zugeben, dass dieser Gang nicht sehr vielversprechend aussieht.«

»Wir haben doch nicht die geringste Ahnung, wo er hinführt«, erwiderte sie. »Und ich könnte schwören, dass es hier irgendwo einen Seitengang ...«

»Psst!«, unterbrach er sie. »Er kann uns hören.«

Das Licht kam näher. Isobel kroch auf allen vieren am Boden herum, als ob sie etwas

suchen würde. Ihre Hände glitten über ein paar Kieselsteine, zwei Felsvorsprünge an der Wand und ihren Umhang, doch endlich fand sie einen Stein, der genau die richtige Größe hatte. Mit beiden Händen hob sie ihn hoch und stand auf.

Ihr Gefährte war im Schatten der gegenüberliegenden Wand kaum noch zu erkennen. Rasch schlich sie zu ihm und drückte ihm den Stein in die Hand.

»Hier«, flüsterte sie. »Ich lenke ihn ab, und Ihr schlagt ihm den über den Schädel.«

»Um Himmels willen, Mädchen, ich bin ein friedliebender Mann.«

»Da wärt Ihr aber der erste«, gab sie zurück. »Und jetzt hört auf, alles mieszumachen, und fasst Euch ein Herz. Ihr habt selbst gesagt, dass diese Halunken mich vielleicht umbringen wollen. Ich würde lieber noch ein bisschen am Leben bleiben, also ...«

»Scht!«, zischte er.

Sie packte ihren Dolch fester und huschte zurück auf ihren Platz.